

Zur CD «aeschbacher x solo»

Werner Aeschbacher ist keiner, der laut behaupten würde. Ein Abschwächer ist er, der Bauernsohn aus Eggiwil, einer, der jede Aussage mit «fasch gar es birebitzeli» relativiert, ein manisch Bescheidener: Den Zauber seiner Musik schreibt er nicht sich selber, sondern seinen Instrumenten zu. «Eigentlich erstaunlich für ein Schwyzerörgeli, was alles drin ist», sagt er, setzt an und lässt sein Örgeli tiefschwarz trauern, treibt es in Beklemmtheit, löst sie auf, erhellt kurz die Düsternis, verdunkelt die lichten Töne aufs Neue. Stets lauscht er mit schräg gelegtem Kopf dem eigenen Instrument, neugierig, zuversichtlich. Aeschbacher macht einen Choral zur Mazurka, dann zur Milonga, lässt zuletzt nur den Balg tonlos schnauben. Und sagt dann: «Hab einfach dem Örgeli zugehört.»

Diese Hingabe zeichnet ihn aus. Hat er auf einem Flohmarkt ein neues Örgeli erstanden, sitzt er nächtelang da und horcht, klopft, tastet. «Ins Instrument hineinhören», nennt er das. Aeschbacher streichelt den hölzernen Rücken, zupft den bestickten Handriemen zurecht, tätschelt, drückt Knöpfe und versucht herauszufinden, wie es früher gespielt wurde, wie es getönt haben mag. Die Demut vor dem Instrument ist es, die ihn eins werden lässt mit seinen Örgeli. Gegen vierzig davon besitzt Aeschbacher, am liebsten mag er die winzigen, ein- oder zweireihigen Langnauerli. Die wertvollsten seiner Schwyzerörgeli, die alten «Nussbaumer», hortet er nicht irgendwo, sondern er behütet sie im Schlafzimmer.

Einzig er und seine Örgeli sind auf diesem Album zu hören, dazu ein wenig Fussperkussion – mehr brauchts nicht. Das Alleinsein verleiht ihm Flügel, wir müssen «Aeschbacher x solo» als «Aeschbacher mal solo» lesen: Hier multipliziert einer die eigenen Fähig- und Fertigkeiten.

Aeschbacher mischt Dur und Moll, spielt Bolero, Blues und Swing, ersinnt Harmonien und erfindet Bässe, für die das Örgeli gar nicht gebaut ist – er hat dafür eigens eine Spieltechnik entwickelt. Und er begleitet sich selbst mit dem Fuss, auf einem Perkussionsinstrument, das er aus einem Hufeisen und einem alten Fahrradgepäckträger selber geschmiedet und gelötet hat. Der Mann klingt wie ein ganzes Orchester, seine Musik ist einzigartig. In sich ruhend, stoisch beinahe spielt Aeschbacher, doch er weitet den Horizont gegen innen, hebt ab in die Ferne, sehnt sich nach Paris, erinnert sich an Castelfidardo und dessen Akkordeonmanufakturen, er lässt den gregorianischen Wolf heulen, schweift aus zu Banana Joe und streift mit uns dann wieder durchs vertraute Emmental, denn immer musiziert er auf dem Fundament einer Volksmusik, die er über Jahrzehnte verinnerlicht hat. Viele Pop- und Jazzmusiker naschen, weil das gerade hip ist, ein bisschen an der heimatischen Folklore. Aeschbacher aber hat diese wirklich erlernt und ergründet, nun weitet er sie zu einer neuen Musik. Spielend gelangt er an

Orte, die er nicht kennt, und er führt uns mit seiner Musik an einen Ort, den es bisher nicht gab.

Diese Musik hat Weltformat. Aeschbacher gibt dem Örgeli, das in der Schweizer Volksmusik meist zu platt, zu fröhlich und zu laut gespielt wird, seinen melancholischen Charakter zurück. Denn dieses Instrument bedeutet nicht nur Gemütlichkeit, sondern Aufbruch, Abschied, Auswandern. Es wurde im 19. Jahrhundert von jenen, die hier keine Hoffnung hatten, in die Neue Welt verschifft, es ist beladen mit Sentiment und Schwermut, es ist die Orgel der kleinen Leute, das Klavier der Streunenden.

Werner Aeschbacher lässt eines seiner Örgeli tosen wie eine Kirchenorgel, das andere taumeln wie ein Zigeunerakkordeon – und die schweren Klänge hallen in der Ordnung seines Musikzimmers im Reihenhaus eigenartig nach, wo alles piekgenau aufgeräumt und archiviert ist. Präzise musste er sein in seinem Beruf als Verkehrsexperte, grenzenlos fantasievoll ist der Pensionierte auf seinen Klangreisen. Zuweilen ists, als tanzten Tom Waits und Schacher Sepp zusammen eine Musette.

Es mag erstaunlich sein, was alles in einem Örgeli steckt. Erstaunlich ist jedoch vor allem, welche beseelte Musik Werner Aeschbacher aus ihm herausholt. Und je länger man ihm, dem Unscheinbaren, zuhört, desto mehr findet man ihn - fast gar ein birebitzeli genial. Man hört ihm gern zu. Fürs Leben gern.

Bänz Friedli